

XL Leseprobe

@ by Lisa Maria Olszakiewicz

*Der Tod,
der mal
vom
Leben träumte*

"There is love in holding
and there is love in letting go."

(Elizabeth Berg)

Kapitel 1

Die Kunst zu sterben



Die Menschen denken, wenn sie sterben, fallen sie einfach um und dann wird es dunkel. Aber das passiert den wenigsten. Für die meisten kommt der Tod langsam. Ich lasse mir gerne Zeit für meine Arbeit – manchmal zu viel. Ganz sicher ließ ich mir bei Inge zu viel Zeit. Inge lag auf ihrem Bett und wartete. Sie wartete schon so lange, dass ihre Haut bereits farblich mit den verwaschenen Kissenbezügen verschmolz. Ihr Blick klebte an einem Spinnennetz unter der hellblau gestrichenen Decke des Krankenzimmers. Sie zuckte nicht einmal, als ich eintrat.

»Morgen!«, sagte ich. Bewusst verzichtete ich auf den Zusatz »guten«. Sie verdiente keinen Hohn. Im Gegensatz zu den anderen Krankenpflegern, die sich stets darum bemühten, mehr Lebensfreude zu versprühen als sie besaßen, wollte ich ihr den Respekt erweisen, den sie verdiente. Ihre Augenlider zuckten, als ich ans Bett trat und die Beatmungsmaschine überprüfte. Der Schlauch in ihrer Luftrohre hatte ihre Stimme verstummen lassen. Aber ich brauchte keine Worte, um sie zu verstehen. Die dunklen

Ringe unter ihren Augen erzählten die Geschichte ihres Lebens wie die Jahresringe eines Baumes.

Eine Kindheit, überschattet vom Krieg und vom Tod ihrer Eltern. Die Flucht aus der Heimat, ein Neuanfang in der Fremde und die Ausbildung in der Schwesternschule einer Stadtklinik, wo niemand zu viele Fragen über ihre Herkunft stellte. Dort lernte Inge nicht nur die Kunst der Krankenpflege, sondern auch einen Sanitäter namens Hansi kennen. Und da sie beide die Einsamkeit und eine Vorliebe für Zigaretten teilten, lag es nah, ihre zwei Leben zusammenzuführen. Inge bekam ihre ersten Lachfalten, von dem Kichern, das sie vergeblich unterdrückte, wenn Hansi sich heimlich an der Aufseherin des Schwesterwohnheims vorbei in ihr Zimmer schlich. Diesen ersten Glücksgefühlen folgten weitere: die intime Hochzeitsfeier in der kleinen Waldkapelle, die Flitterwochen in der Lüneburger Heide, der Umzug in die gemeinsame Wohnung. Die Geburt des Sohnes, dicht gefolgt von der der Tochter. Hansis Beförderung zum Leiter der örtlichen Rettungsstelle. Ein Leben wie ein Teller Milchnudeln: nichts Exquisites, aber immer warm und sättigend. Zwanzig Jahre lang wünschte sich Inge nichts weiter, als dass alles so bliebe, wie es war. Hüten Sie sich davor, Wünsche zu haben: Das Leben kann und wird sie gegen Sie verwenden. Und so änderte sich Inges Welt mit einem Schlag.

»Junge Junge, die gute Inge quatscht einem ja heute

wieder ein Ohr ab«, sagte Typhus, der auf meiner Schulter hockte. Ich gab ihm ein Zeichen, den Mund zu halten. Normalerweise fand ich seinen Sarkasmus unterhaltsam, doch in Inges Gegenwart schien er mir respektlos – auch wenn sie ihn gar nicht hören konnte. Bakterien haben so dünne Stimmen, dass sie das menschliche Ohr gar nicht erreichen.

Typhus rollte die Augen. »Im Ernst, warum kommen wir jeden Tag hierher? Mit der ist noch weniger los als mit den Jungs und Mädels im Kühlhaus.«

Ich ignorierte ihn. Die Gardinenschienen quietschten, als ich die beigefarbenen Vorhänge beiseitezog. Sonnenstrahlen verdrängten die schummrige Dunkelheit des Zimmers.

»Soll ich dein Bett ans Fenster schieben, damit du dir den Park anschauen kannst?«, fragte ich Inge, während ich durch die steril geputzte Scheibe auf die morgenfeuchte Grünanlage blickte. Zwischen Dönerpapier und zerbrochenen Bierflaschen waren ein paar Krokusse erblüht. Ein zotteliger Hund pinkelte darauf, bevor er sein schläfrig wirkendes Herrchen am anderen Ende der Leine zum nächsten Baum schleifte. In der Ferne erstreckte sich ein See, der keinen Namen trug, und deswegen von allen nur »der große Teich« genannt wurde.

Ich wandte mich Inge zu, deren Blick immer noch an der Zimmerdecke klebte. Der Luftschlauch in ihrem Rachen verursachte röchelnde Geräusche. Nur ein feines Ohr konnte die Worte darin hören. Mein Hansi hat immer gerne

am Fenster gesessen. Morgens haben wir zusammen am Küchenfenster geraucht und auf die Straße geschaut. Ein weiteres Atemgeräusch – dieses Mal lang und gedehnt. Ich möchte zu ihm.

Zum ersten Mal blitzte in ihren Augen etwas auf, das die gähnende Leere zerriss – eine dünne Mischung aus Sehnsucht und Hass. Beides schien ihr genug Kraft zu geben, um ihren Kopf ein wenig zu drehen. Ihr Blick wanderte hin zum Schlauch, der sie wie eine Fessel mit dem Leben verband. Eine Verbindung, um die die Ärzte dieser Klinik hart kämpfen mussten. Nach jedem gewonnenen Duell mit Inges Krankheit klopfen sie sich gegenseitig auf die Schultern und sprachen von einem Erfolg.

Inge sah mich an. Ein tiefer Atemzug. Warum lässt du mich nicht zu ihm?

Typhus stöhnte. »Ich korrigiere mich: Die Jungs und Mädels im Kühlhaus sind pures Adrenalin im Vergleich zu ihr.«

Ich tat, als hätte ich beide nicht gehört, und zog die gestrige Ausgabe des Stadtkuriers aus der Tasche meines Kasaks.

»Ich habe hier etwas, was du bestimmt sehen möchtest.«

Ihr Blick wanderte wieder zur Decke, während ich im Lokalteil nach der Seite suchte.

»Du hast mir doch erzählt, dass dein Enkelsohn Julian Gedichte schreibt, nicht wahr?«

Sie hatte nie davon gesprochen. Aber ich konnte ja schlecht zugeben, dass ich mich gelegentlich in ihrer Wohnung umsah – erfahrungsgemäß reagieren Menschen empfindlich darauf.

Endlich fand ich den Bericht über Julian.

»Er hat einen Wettbewerb gewonnen. In der Zeitung ist ein Interview mit ihm erschienen – mit Foto, schau her.«

Ich faltete die Zeitung und hielt ihr den bebilderten Artikel so hin, dass sie den Enkel anschauen konnte.

Typhus gluckste.

»Gib den grauen Zellen eine Pause, Nepomuk. Wie soll sie sich denn noch an den erinnern?«

Ohne ihn zu beachten, gab ich Inge Zeit, das Foto anzusehen. Doch ich wusste, dass Typhus Recht hatte.

Inge sprach ihre Enkel seltener als den Schornsteinfeger. Letzterer schickte ihr zumindest eine gelegentliche Grußkarte.

Pünktlich zu ihrem achtzehnten Geburtstag hatten Inges Kinder das Elternhaus verlassen. Sie zogen in andere Städte, wo ein Studium und das Versprechen nach Freiheit lockten. Ein Jahr später kehrten sie zurück, um ihren Vater zu beerdigen und ihre Mutter zu umarmen. Dann verschwanden sie wieder in die fremden Städte, die sie jetzt ihr Zuhause nannten, um sich dort zu verlieben und Familien zu gründen. Inge blieb alleine zurück, in einer Wohnung voller Tabakrückstände und Traurigkeit. Sie saß auf

ihrem Sofa und rauchte, bis der blaue Dunst Hansis Gesicht in die Luft zeichnete. Einmal im Monat lüftete sie, wenn ihre Kinder mit den Enkeln zu Besuch kamen. Die monatlichen Stippvisiten wurden zu halbjährlichen, zu weihnachtlichen und schließlich zu »Wir können leider nicht mehr kommen, Mama. Die Rauchrückstände in deiner Wohnung sind Gift für die Kinder. Das verstehst du doch sicher, nicht wahr?«

Sie sei aber bei ihnen jederzeit herzlich willkommen, hieß es am Telefon.

Inge versprach, sie bald zu besuchen und versicherte, dass es ihr gut ginge. Zwei Lügen in einem Satz. Sie litt an einer chronischen Lungenerkrankung und konnte kaum zwei Schritte gehen, bevor sie Atemnot bekam. Der Arzt riet ihr, eine Reha mit Lungensport und Rauchentwöhnung zu beantragen. Doch ihr leuchtete nicht ein, wie sie mit einer kollabierenden Lunge Sport treiben sollte. Und so blieb Inge auf ihrem Sofa und versuchte, eine Position zu finden, in der sowohl das Atmen als auch das Existieren sie weniger anstregten.

Sie ignorierte die Zeitung nun schon so lange, dass ich mir albern vorkam. Ich ließ das Blatt sinken, als sie plötzlich ihre Hand ausstreckte. Doch anstelle des Stadtkuriers packte sie meinen Arm. Eine Sekunde lang erstarrte ich, war überrascht von der Kraft in ihrem ausgezehnten Körper. Wieder sah ich die Sehnsucht in ihren Augen und noch

etwas anderes: Entschlossenheit. Sie durchschaute mich längst. Ihre zitternde Hand wies auf die Beatmungsmaschine neben dem Bett. »Bring mich zu ihm. Ich weiß, dass du es kannst.«

Wenn ich so etwas wie ein Herz besessen hätte, wäre es in diesem Moment weich geworden. Während Inge meine Hand hielt, spürte ich, mit welchem Widerwillen sie gegen jeden Atemzug, jeden Herzschlag ankämpfte. Das Leben kann ein Sadist sein und die Krönung seiner Folter ist, wenn es dich einfach nicht loslassen will – egal, wie sehr du es dir wünschst.

»Tu es endlich, Nepomuk. Ich erzähle es auch keinem«, flüsterte Typhus. Von seinem üblichen Sarkasmus fehlte jede Spur.

Ich wollte nichts lieber, als Inge zu helfen. Niemand würde es in Erstaunen versetzen, wenn ein Körper sein Leben aushauchte. Das Pflegepersonal steckte mitten in der Schichtübergabe, sodass sie mich nicht überraschen würden, wenn ich Inge auf ihre letzte Reise schickte. Ich müsste nur ihre Essenz an mich nehmen und verstecken, bis jemand danach fragen würde. Mit den Fingern der freien Hand streichelte ich Inges von Altersflecken übersäten Handrücken.

»Nicht heute, Inge. Nicht heute.«

Dann löste ich ihre Hand von meiner und verließ das Zimmer.

Womöglich halten sie mich nach dieser Ouvertüre für einen grausamen Menschen. Lassen Sie mich zwei Missverständnisse aufklären. Erstens ist Grausamkeit eine Frage der Perspektive und zweitens bin ich kein Mensch. Ich habe nicht einmal einen Körper. Die fleischliche Hülle, in die ich schlüpfe, um mich als Krankenpfleger durch die Klinik zu bewegen, gehört einem Sozialhilfeempfänger, den ich mir gelegentlich ausleihe, um meiner Arbeit nachzugehen. Was für eine Arbeit das sein soll, fragen Sie? Ich bin ein Todesdiener. Gevatter Tod, Freund Hein, Schlafes Bruder oder wie Ihresgleichen mich sonst nennen. Nein, denken sie jetzt bitte nicht an diese lächerliche Figur mit der dunklen Kapuzenrobe und der Sense, mit der Cartoonisten mich und meinesgleichen verballhornen. Glauben Sie, ich könnte meiner Arbeit diskret nachgehen, wenn ich in so einem Aufzug herumliefe? Das hat im Mittelalter funktioniert, als Menschen noch jeden übersinnlichen Hokusfokus glaubten. Heutzutage muss ich schon etwas professioneller auftreten. Und glauben Sie mir – das tue ich. Denn im Gegensatz zu vielen meiner dilettantischen Kollegen, die meist stümperhafte Arbeit abliefern, nehme ich mein Handwerk ernst. Sicherlich darf ich behaupten, dass ich ein Meister meines Faches bin. Sie glauben mir nicht? Dann begleiten Sie mich doch zu jemandem, der es ihnen bestätigen wird.

»Tragt mir bloß keine Sporen rein«, rief Helga, noch bevor wir den Obduktionsraum betreten konnten.

Gehorsam trat ich meine Schuhe auf der grauen Fußmatte ab, um die gelblichen Sporen von den Sohlen zu wischen. In spätestens einer halben Stunde würden sie wieder an mir kleben, doch ich wusste, dass Helga keinerlei Dreck in ihren Arbeitsräumen duldete.

»Eine Embolie? Nepomuk, soll das ein Witz sein?«, schimpfte sie weiter, während ich die Tür hinter mir schloss. Kopfschüttelnd reinigte Helga das Skalpell, an dem noch das Blut von der frisch geschnittenen Lunge klebte, und legte es – parallel zu den anderen chirurgischen Instrumenten – zurück auf das Tablett. Der Schnitt durch das Gewebe wirkte wie mit dem Lineal gezogen. Ich betrachtete die Schnittkanten an den Rippen der jungen Frau, die vor uns auf dem Seziertisch lag.

»Eine 25-Jährige, die aus heiterem Himmel an einer Thrombose verstirbt. Niemand wird mir diese Geschichte abkaufen.« Helgas Wangen leuchten so rot wie ihre Haare, deren grauen Ansatz sie regelmäßig beim Friseur nachfärben ließ. Ich konnte mir nicht erklären, warum sie so penibel auf das Äußere ihres Wirtskörpers achtete. Ihre Klientel, mit der sie täglich verkehrte, interessierte sich nicht für ihr Aussehen – ein Umstand, um den ich sie durchaus beneidete.

Ich seufzte. Den Besuch bei Inge spürte ich noch wie eine

kalte Hand im Nacken.

»Sagst du nicht immer selbst, dass jeder Mensch an allem sterben kann?«

Mit einem der anderen Skalpelle begann Helga, ein Stück Gewebe aus der Lunge herauszutrennen.

»Natürlich. Theoretisch kann ein Mensch auch beim Atmen sterben, wenn er eine große Fliege einatmet und daran erstickt. Aber wie wahrscheinlich ist es, dass das einer jungen, gesunden Frau passiert?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Wenn sie mit offenem Mund Fahrrad fährt ...«

Ich duckte mich, um dem blutigen Stück Lunge auszuweichen, das Helga mir entgegenschleuderte. Es klatschte gegen die weiß geflieste Wand und glitt mit einem schmatzenden Geräusch zu Boden. Typhus rümpfte angewidert die Nase. Wenn es um die Arbeit ging, verstand Helga wirklich keinerlei Spaß. Genau deswegen war sie ja auch eine exzellente Qualitätsprüferin – penibel wie ihr schnurgerader Pony. Es verging kein Tag, an dem nicht mindestens ein schludriger Todesdiener einen deftigen Einlauf von ihr bekam. Ich bildete mir etwas darauf ein, nicht zu diesen Kollegen zu gehören. Also hob ich das Stück des Organs auf und trug es wie ein Friedensangebot zurück an den Seziertisch.

»Du solltest mich doch allmählich kennen. Du weißt, dass ich mich gerne kreativ auslebe.«

Helga verdrehte die Augen. »Du immer mit deiner Kreativität. Ein klassischer Verkehrsunfall ist wohl unter deinem Niveau.«

Ich nickte ernst. »Durchaus. Verkehrsunfälle sind für Amateure. Außerdem lassen sich dabei eventuelle Kollateralschäden nur schwer voraussberechnen.«

Helga nahm das Stück Lunge entgegen, trennte eine kleine Probe davon ab und legte diese in eine Petrischale.

»Ich bevorzuge praktische Lösungen. Die machen mir weniger Arbeit.« Sie schnaubte frustriert und ließ die restliche Lunge zurück in den Brustkorb gleiten. Ein wenig tat sie mir schon leid. Es gehörte zu ihren Aufgaben, einen Tod »natürlich« aussehen zu lassen — das bedeutete, sie musste eine Ursache dafür finden, die nach menschlichen Maßstäben als plausibel galt. Leider geschieht es viel zu oft, dass Todesdiener ihre besondere Sorgfaltspflicht nicht begriffen. Dann wird in der Zeitung von merkwürdigen Todesfällen berichtet, die unnötiges Aufsehen und Spekulationen erregen. Ich erinnere mich zum Beispiel an den Fall eines jungen Mannes, der sich, beim Verdrehen des Kopfes nach einer attraktiven Frau, das Genick gebrochen hatte. Es kostete Helga ihre ganze Überredungskunst, die Gerichtsmediziner davon zu überzeugen, dass in diesem Fall keine übersinnlichen Kräfte gewirkt hatten. Die Menschen hielten den Tod für ein Schicksal und so sollte es bleiben. Wenn Helga mich kritisierte, diente das also dem Gemeinwohl

der Welt – zumindest legten wir Todesdiener es so aus. Sie wandte sich wieder der jungen Frau auf dem Tisch zu.

»Nepomuk, du kannst nicht aus jedem Auftrag ein Kunstwerk machen. Es hat noch nie jemand eine Auszeichnung für kunstvolles Sterben gewonnen.«

»Ein unverzeihliches Versäumnis, wenn du mich fragst.« Ich grinste breit. »Denn du würdest ihn mir sofort verleihen, wenn ich dir erkläre, warum ich dieses Objekt genau so und nicht anders gestorben habe.«

Sie hob die Augenbrauen. »Na, dann lass mal hören.«

Widerwillig ließ sie zu, dass ich den Arm um sie legte. Ich wusste, dass allein die Vorstellung, ich könne ihren Kittel zerknittern, sie gerade in den Wahnsinn trieb, und dieser Gedanke bereitete mir wiederum große Freude.

Ich hätte nicht mehr als einen Arm gebraucht, um meine Freundin und Kollegin komplett zu umschlingen. Doch ich wollte nicht riskieren, das Ziel einer weiteren Organwurfattacke zu werden. Deshalb schob ich sie nur sanft zum Fußende des Tisches. Kalt und weiß lagen zwei lange, schlanke Beine vor uns. Am linken Knie klebte etwas geronnenes Blut. Für einen Moment bereute ich, mit dem Sterben dieser Frau nicht gewartet zu haben, bis sie ihre Beinrasur beendet hatte. Ich hasste es, meine Objekte zu beschädigen.

»Was siehst du, Helga?«

Sie rammte mir ihren Ellbogen in die Seite und ich ließ

sie augenblicklich los.

»Hör auf mit dieser Sherlock-Holmes-Nummer und komm zum Punkt.«

Ich rieb meine schmerzende Seite. Nicht mal ein bisschen Spaß gönnte sie mir. »Schau dir ihre Beine genau an. Sind das für ihr Alter nicht auffällig viele Varizen?«

Helga runzelte die Stirn. »Ja und? Welche Frau hat heutzutage keine Krampfadern?«

Ich nickte. »Leider nur wenige. Diese ganzen Hormone, die sie schlucken und die ewige Sitzerei – es ist, als würden sie sich ihre Beine absichtlich ruinieren wollen. Aber dieses Objekt hier sei von diesem Verdacht freigesprochen, weil es eine angeborene Gerinnungsstörung hat.«

Helga riss die Augen auf. »Und das weißt du woher?«

Ich konnte mir ein weiteres Grinsen nicht verkneifen.

»Weil ich meine Auftragsobjekte gründlich recherchiere, bevor ich sie sterbe. Ich habe mehrere Telefonate des Objekts mit seiner Mutter belauscht. Diese wurde seit ihren Vierzigern aufgrund von Thrombosen wiederholt ins Krankenhaus eingeliefert. Im Schlafzimmer des Objekts stand außerdem ein Koffer, an dem ein Gepäckschein vom Flughafen klebte. Die junge Dame hier flog kürzlich für eine Geschäftsreise nach New York und wieder zurück – durch das lange Sitzen auf engem Raum verstopften sich ihre Venen mit mehreren Blutgerinnseln. Eines davon löste sich einige Tage später wieder – durch einen kleinen Schubser

meinerseits – und wanderte durch ihre Blutbahn bis in die Lunge. Da hast du deine Embolie.«

Ich unterstrich meine Schlussworte mit einer triumphierenden Geste. Typhus applaudierte mir und Helga nickte widerwillig. Ich reichte ihr einen Zettel mit Namen und Telefonnummer der Eltern. »Ruf dort an, falls jemand an der Todesursache zweifelt und frag nach, ob in der Familie ein Faktor V Leiden vorliegt.«

Helga presste die Lippen zusammen. Doch sie konnte nicht verhindern, dass sich ein Hauch von Anerkennung auf ihrem Gesicht ausbreitete. Deshalb drehte sie sich von mir weg, beugte sich über ihren Schreibtisch und tat so, als würde sie etwas Wichtiges in ihren Computer eingeben.

Plötzlich ertönte ein lautes Brummen. Helga zuckte zusammen und tastete hektisch nach dem vibrierenden Smartphone, das neben ihr auf dem Schreibtisch lag. Sie bekam es nicht richtig zu fassen und das Gerät glitt über die Tischkante. Rasch trat ich vor und fing es auf, bevor es auf dem Boden aufschlug.

Ich wollte es Helga gerade überreichen, als sie es mir auch schon aus der Hand riss. »Hey, gib das her!«

Ich schaute auf meine nun leere Hand.

»Danke, Nepomuk, dass du mein Smartphone gerettet hast. So eine Display-Reparatur ist echt teuer«, säuselte Typhus mit verstellter Stimme.

»Ja, danke«, erwiderte Helga und steckte das immer noch

vibrierende Gerät in die Innentasche ihres weißen Kittels.

»Wer will dich denn sprechen?«, fragte Typhus, der das Wort Diskretion nicht kannte.

So schnell Helga ihre Fassung verloren hatte, so schnell hatte sie sie auch wiedererlangt. Nur die roten Flecken auf ihren Wangen verrieten, dass ihr Körper unter höchstem Stress stand. »Das geht dich nichts an. Seht zu, dass ihr Nervensägen Land gewinnt.«

Das taten wir, bevor sie noch etwas nach uns werfen konnte. Trotzdem hätte ich zu gerne gewusst, wessen Anruf sie vor mir verbarg.

Kapitel 2

Knubbel im Kopf



Die Frage nach dem geheimnisvollen Anrufer beschäftigte auch Typhus. «Du hättest ihr das Handy nicht sofort wiedergeben dürfen. Wie soll ich diese Ungewissheit jetzt ertragen?»

Ich zuckte mit den Schultern. »Du wirst darüber hinwegkommen.«

Mein Ärger über Helgas Mangel an Anerkennung verdrängte die Neugierde über den mysteriösen Anrufer. Ich hielt diese Embolie für einen unglaublichen Geniestreich. Nicht jeder meisterte die Herausforderung, ein Blutgerinnsel bis in die engsten Kapillaren der Lunge zu lenken.

Der nächste Auftrag auf meiner heutigen Liste saß im Wartebereich der Notaufnahme: ein Anzugträger, der Chipskrümel direkt aus der Tüte in seinen Mund schüttete.

»Kinderspiel«, lautete Typhus' erste Einschätzung. »Mittleres Alter, mittleres Übergewicht. Job im mittleren Management bei einem großen Konzern, verheiratet, zwei Kinder. Familie mit klassischer Rollenverteilung. Er verdient die Brötchen. Sie arbeitet halbtags in einem unbedeutenden Büro, um den Schein ihrer Unabhängigkeit zu

wahren, fühlt sich in der Rolle der Hausfrau und Mutter aber eigentlich zu wohl. Sie wohnen in einer Doppelhaushälfte am Stadtrand. Sein Lieblingsessen: Pommes und Currywurst. Hobby: Fußball – also Fußball anschauen im Fernsehen mit seinen zwei Kumpels und einem Kasten Bier. Leidet offensichtlich an Bluthochdruck und fortgeschrittener Arterienverkalkung. Da musst du nur mit dem Finger schnipsen.«

Wir standen im Raum hinter dem Empfangsschalter und schauten durch die zerkratzte Trennscheibe in den Wartebereich hinein. Ich blickte auf eine große Anzahl leerer Stuhlreihen. Der übliche Geruch von Schweiß und Ungeduld lag in der Luft. Nur eine Handvoll Menschen mit mehr oder weniger eingebildeten Leiden und deren Angehörige hockten auf den braunen Plastiksitzen. An einer der Wände hing ein eingeschalteter Fernseher. Niemand beachtete ihn, aber er strahlte unverdrossen die Bilder des gestrigen Fußballderbys in den Raum. Dazwischen liefen Kurznachrichten, ein Bericht über eine Schießerei im Ostviertel. Also im Wesentlichen dasselbe wie jeden Tag – langweilte es die Menschen eigentlich nicht, dass sich die Weltgeschichte ständig wiederholte?

»Hey Meister! Hast du mir überhaupt zugehört?« Typhus nörgelige Stimme riss mich aus meinen Gedanken zurück in die Gegenwart.

Ich vergaß den Fernseher und richtete meine

Aufmerksamkeit auf den Anzugträger. Kritisch begutachtete ich ihn, um Typhus' Aussage zu prüfen. Wir machten uns häufig ein Spiel daraus, die Lebensumstände meiner Objekte zu ergründen.

»Ich stimme dir zu, was Alter, Übergewicht und die anderen gesundheitlichen Mängel betrifft. Bei allen anderen Schlussfolgerungen hast du dich wieder einmal von deinen Vorurteilen leiten lassen, mein Freund.«

Typhus sah mich entrüstet an. »Das rätst du jetzt aber nur!«

Ich schüttelte den Kopf. »Sieh genau hin. In seinem Job scheint man Wert auf gute Kleidung zu legen, deshalb trägt er den Anzug. Doch das Hemd ist zerknittert, die Krawatte falsch gebunden und beides passt farblich überhaupt nicht zusammen. Eine liebende Ehefrau hätte ihn zumindest darauf hingewiesen – Emanzipation hin oder her. Da er trotzdem noch einen Ring trägt, tippe ich auf Trennung oder einen Status kurz davor. Was den Job betrifft: Die meisten Manager, die ich kenne, stecken den ganzen Tag in Meetings mit Kollegen und Kunden. Dementsprechend legen sie Wert auf ein gepflegtes Erscheinungsbild. Ich schätze, unser Objekt hier arbeitet alleine, sonst hätte ihn längst jemand auf sein Äußeres angesprochen. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, er ist Immobilienmakler. Jedenfalls bewegt er nichts außer der Maus an seinem Computer. Das erklärt zumindest seine verkümmerte Muskulatur. Der

Rundrücken deutet auf eine sitzende Tätigkeit hin. Die geröteten Augen verraten, dass er schlecht schläft und vermutlich viel zu viel arbeiten muss, damit sein Geschäft nicht bankrott geht. Dementsprechend fehlt ihm die Zeit für Hobbys und Freunde. Den Mangel an Energie bekämpft er dürftig mit Junk Food, was ihn letztlich aber noch mehr schwächt. Für relevante Lebensveränderungen fehlt ihm die Kraft und, seitdem seine Frau ihn verließ, wahrscheinlich auch der Wille. Aber da er die ganze Zeit an seinem Ehering dreht, könnte ich mir vorstellen, dass er hier auf seine Frau wartet. Vermutlich ist er immer noch als Notfallkontakt in ihrer Akte eingetragen. Kannst du mir folgen?«

Typhus brummelte einen unverständlichen Fluch, der nach widerwilliger Zustimmung klang. Wenn es darum ging, Menschenleben zu analysieren, gewann ich in der Regel. Nicht, dass man dafür ein besonderes Talent benötigte – die meisten sahen einfach nur nicht genau hin. Menschliche Lebensgeschichten laufen immer nach ähnlichem Muster ab. Am Anfang jagen die Menschen ihren Träumen hinterher und am Ende fragen sie sich, ob es nur Hirnge-spinnste gewesen waren. Woher sollten sie auch wissen, dass der Inhalt ihrer Träume keinen Unterschied machte? Am Ende bereuen sie immer, die andere Seite der Geschichte nicht kennengelernt zu haben. Wenn Sie so viele Leben von außen betrachtet hätten wie ich, dann würden Sie sich

fragen, warum alle so große Angst vor dem Sterben haben.

Wie Typhus schon sagte, war dieser Job ein Kinderspiel. Aber solche Aufgaben gehörten nun einmal auch zu meinen alltäglichen Pflichten. Zunächst mussten wir ihn jedoch aus dem Wartebereich herauslocken. Hier gab es zu viele Zeugen, die ihm zu Hilfe kommen konnten. Ich überlegte gerade, wie ich ihn in einen unbeobachteten Bereich der Klinik zwingen konnte, als er plötzlich aufstand. Mit hängenden Schultern schleppte er sich zum Mülleimer und warf die Chipstüte und die Getränkedose hinein. Ich dankte der Biologie dafür, dass koffeinhaltige Getränke den Harnrang erhöhen, denn das Objekt steuerte in Richtung der Toilette. Das gab mir die Gelegenheit, die ich brauchte.

Ich verließ meinen Beobachtungsposten und folgte dem Mann in den Waschraum. Es war eine typische Krankenhaustoilette mit beigen Fliesen und einer Beleuchtung, die verschleiern sollte, wo die Hygienevorgaben einer Klinik an ihre Grenzen stießen. Ich wartete, bis das Objekt die erste Toilettenkabine betrat. Dann begab ich mich in die angrenzende Kabine, setzte mich auf den Klodeckel und verließ meine organische Hülle. Der Wirtskörper sackte benommen in sich zusammen. Wenn wir Todesdiener einen Wirt übernehmen, betäuben wir sein Bewusstsein. Die meisten Wirte dösen ungefähr eine halbe Stunde, bevor sie wieder aus der Bewusstlosigkeit erwachen. Deshalb konnte

ich meinen Körper ohne Bedenken hier zurücklassen, während ich als körperloser Dunst durch die Wand der Klokabine zum Objekt schwebte. Der Mann ließ gerade die Hose herunter. Ich schlüpfte durch den dünnen Stoff seines Hemds und drang in den Brustkorb ein.

Das menschliche Herz besticht durch seine wahrhaft faszinierende Komposition. Keinem Ingenieur ist es jemals gelungen, eine Pumpe zu entwickeln, die so leistungsfähig und zuverlässig arbeitet wie dieses fleißige Organ. Um den Herzmuskel mit seinen vier Kammern schlängeln sich unzählige filigran verästelte Gefäße, die die unermüdliche Pumpe mit Sauerstoff versorgen. Ich möchte sie nicht mit weiteren Details langweilen. Doch ich empfehle Ihnen dringend, darüber eine Dokumentation im Fernsehen anzuschauen. Für unser Vorhaben genügt es, die eben erwähnten feinen Herzkranzgefäße zu erkennen. Bei meinem Objekt sahen sie, wie ich erwartet hatte, reichlich mitgenommen aus. Fett, Kalk und anderer Abfall blockierten die schmalen Öffnungen der kleinen Äderchen. Der Blutstrom suchte sich neue Wege, um zum Herzen zu gelangen. Doch immer mehr Zugänge hatten sich im Laufe der Jahre verschlossen. Ich würde nun den letzten verschließen – den entscheidenden. Es gehört zu den größten Anfängerfehlern, einfach ein beliebiges Gefäß zu verstopfen und darauf zu hoffen, dass das Objekt schnell genug stirbt. Ich sage Ihnen, was dann

passiert: Der Betroffene selbst oder ein Angehöriger wählt den Notruf und die Rettungskräfte beginnen augenblicklich mit der Herzmassage. Bevor Ihr Objekt stirbt, liegt es in der Klinik und die Kardiologen haben den Knubbel, den Sie so mühselig ins Herzkranzgefäß gepresst haben, mit ein paar Medikamenten aufgelöst. Nein, für einen tödlichen Herzinfarkt müssen Sie dem Objekt so wenig Zeit wie möglich lassen und dafür gibt es nur eine todsichere Stelle: den Hauptstamm der Koronararterie. Damit schneiden sie den Großteil des Herzmuskels sofort von der Sauerstoffversorgung ab. Natürlich braucht es für diese größere Arterie etwas mehr Verschlussmaterial. Aber daran herrschte bei meinem Objekt kein Mangel. Im Handumdrehen formte ich aus den Ablagerungen eine stattliche Kugel. Ich schob sie in die Öffnung der Arterie, bis kein Tropfen Blut mehr hindurchfließen konnte. Die tüchtige Pumpe geriet aus dem Takt. Mein Objekt schwankte. In letzter Sekunde gelang es mir, aus dem Brustkorb des Mannes zu flüchten, bevor sein Körper gegen die Toilettenkabine krachte.



WELTENBAUM VERLAG

Vollständige Taschenbuchausgabe

05/2022 1. Auflage

Der Tod, der mal vom Leben träumte

© by Lisa Maria Olszakiewicz

© by Weltenbaum Verlag

Rathausstr.3

79588 Efringen-Kirchen

Umschlaggestaltung: © 2022 by Magicalcover

Lektorat/Korrektorat: G. Hoffmann

Buchsatz: Giusy Amé

Autorenfoto: Marvin Ruppert

ISBN 978-3-949640-21-6

www.weltenbaumverlag.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,

Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek: Die

Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im

Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Printed in Germany

